

7. Conclusio: Trans* Modernität provinzialisieren

The past is a very trans place.

—— Beans Velocci, »Denaturing Cisness«, 2024

Am 19. August 1929 verkündete der Wiener Wissenschaftsjournalist Walter Finkler in der *Wiener Sonn- und Montagszeitung*, dass die Einführung eines unbestimmten dritten Geschlechtseintrages schon bald Realität sein würde:

Das ›Geschlecht: unbestimmt‹ wird zu einem amtlich registrierbaren Geschlecht werden. Wer lacht da? Es ist kein Scherz. Der Vorschlag des Wiener Primarius mag absonderlich scheinen, weil er das überkommene Ewig-Gestrige antastet, aber es geht darum, die Tragik der durch eine Laune der Natur verpfuschte Menschenleben zu lindern. Ein Aufrütteln, einige Federstriche am grünen Tisch und es ist vollbracht. (Finkler 1929: 7)

Tatsächlich sollte es noch ein knappes Jahrhundert dauern, bis Finklers Proklamation Realität wurde: Erst seit 2019 ist in Österreich neben »männlich« und »weiblich« auch die Eintragung einer dritten Kategorie möglich, die zunächst mit »divers« betitelt wurde, seit 2020 aber auch als »inter« oder »offen« eingetragen werden kann oder komplett gestrichen werden darf. Diese Entwicklung ist das (vorläufige) Ergebnis eines langen Kampfes von inter* Aktivist_innen um rechtliche Anerkennung (vgl. Jürgen*/Haller 2022), wobei andere zentrale Kernanliegen, wie vor allem der Schutz von intergeschlechtlichen Kindern vor nicht-konsensualen Operationen, bislang nicht umgesetzt wurden. Zudem zeigt ein Blick auf die Wahlprogramme der konservativen und rechtsextremen Parteien anlässlich der österreichischen Nationalratswahlen im Jahr 2024, wie prekär diese Form der rechtlichen Anerkennung ist und wie schnell sie wieder aufgehoben werden könnte. Gemäß dem 2019er Gesetz ist die sogenannte Dritte Option eines amtlichen Geschlechtseintrags nur für je-

ne gedacht, die mit einem medizinischen Gutachten eine körperliche »Variante der Geschlechtsentwicklung« belegen können. Ähnlich wie auch Finklers Kommentar neunzig Jahre zuvor, zielt diese Form der rechtlichen Anerkennung also vor allem auf Personen ab, deren Geschlecht von Mediziner_innen als uneindeutig eingeordnet wird, wobei heute wie damals kein Konsensus darüber herrscht, welche Körper damit gemeint sind, was nicht zuletzt auf die Instabilität der Vorstellung von zwei eindeutig voneinander unterscheidbaren Geschlechtern und die fließenden Grenzen zwischen dem, was wir heute als inter* und trans* Geschichte verstehen würden, hinweist.

Mich interessiert jedoch etwas anderes an Finklers Kommentar. Und zwar gibt er uns einen Einblick in die Art und Weise, wie Geschlecht und dessen Wandelbarkeit zutiefst mit Vorstellungen von Modernität verknüpft waren. Während Finklers Einschätzung sicherlich nicht von all seinen Zeitgenoss_innen geteilt wurde oder gar für wünschenswert erachtet wurde, ist es doch bemerkenswert, dass seine Vision einer geschlechtergerechteren Gesellschaft, die mehr als zwei Geschlechter anerkennt und in der »Geschlechtsumwandlungen« am Menschen zum Alltag gehören, als einen Vorstoß gegen das »Ewig-Gestrige« rahmt. Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt und die Wandelbarkeit von Geschlecht markieren den Fortschritt, während das Zweigeschlechtersystem und das Festhalten an dessen binärer Ordnung Finkler als rückständig und veraltet galten.

Das vorliegende Buch hat sich der dieser Anekdote zugrundeliegenden Geschichte gewidmet und dabei ein besonderes Augenmerk auf die koloniale Verflechtungsgeschichte der in der Moderne aufkommenden Diskurse über »Geschlechtsumwandlung« gelegt. Mein Anliegen war es aufzuzeigen, wie die Wandelbarkeit von Geschlecht in rassifizierte Vorstellungen von Modernität und Fortschritt eingebettet war – und womöglich auch weiterhin ist. In Zeiten der zunehmenden Verquickung von Trans-Antagonismus, Anti-Genderismus, Nationalismus, christlichem Fundamentalismus und Rechtsextremismus in Europa und andernorts (vgl. Tudor 2021; Hark/Villa 2015), ist die Untersuchung eben dieser Geschichte und ihrer multiplen Verflechtungen wichtiger denn je. Wir befinden uns, wie SA Smythe (2021) treffend festhält, »on the verge of the racialized tipping point of gender panic, creeping fascism, and the retrenched logics of colonialism and of racial capitalism« (ebd.: 161). Vier Jahre später scheint es mit Blick auf die globale politische Gemengelage sogar so, als sei dieser Wendepunkt bereits überschritten.

Die Produktion von Geschlechterwissen war ein grundlegender Bestandteil sowohl einer sich als modern verstehenden Wissenschaft als auch kolonia-

ler Denkstrukturen, wie ich vor allem in Kapitel 2 anhand der *Novara*-Expedition aufzeigen konnte. Diese verdeutlicht zum einen, dass Österreich in Bezug auf das kollektive Projekt des europäischen Kolonialismus keineswegs neutral, sondern aktiv beteiligt war und sich mitunter als »koloniale Metropole« inszenierte. Zum anderen kann anhand des *Novara*-Werks auch nachvollzogen werden, dass in kolonialen Diskursen, an denen auch österreichische Forschende und Reisende beteiligt waren, Geschlecht als ein zentraler Marker rassifizierter Unterschiede verstanden wurde, wobei »Rasse« geschlechtlich konnotiert, Geschlecht rassifiziert und geschlechtliche Differenziertheit eng mit weißer Überlegenheit verknüpft wurde.

Auseinandersetzungen mit Geschlecht und Sexualität prägten, so das Thema von Kapitel 3, auch die sich im späten 19. Jahrhundert etablierende Sexualwissenschaft. Diese war sowohl von transnationalen Transfers als auch lokalen Eigenheiten geprägt. Insbesondere in Wien war die junge Wissenschaft einerseits in moderne Sexualreformbestrebungen eingebettet und als vielversprechendes neues Wissensgebiet hoch angesehen, andererseits aber auch in einem Feld verortet, das von Antisemitismus, Zensurbestrebungen und Pornografievorwürfen gekennzeichnet war. Anhand des Wiener *Instituts für Sexualforschung* und seinem verlorenen aber bei weitem nicht leeren Archiv konnte diesen vielfältigen Verflechtungen nachgespürt werden.

Parallel zu den Sexualwissenschaften, die vor allem mit dem Sammeln und Kategorisieren geschlechtlicher und sexueller Phänomene befasst war, hat sich im frühen 20. Jahrhundert mit der Endokrinologie eine weitere Wissenschaft etabliert, die Geschlecht als Spektrum begriff. Kapitel 4 folgt Spuren dieser Geschichte, die nach Österreich führen. Eugen Steinachs Arbeiten in der *Biologischen Versuchsanstalt* in Wien trugen zu einer Konzeption von Geschlecht bei, die dies als inhärent instabil und formbar verstand. Durch Drüsen und innere Sekrete beeinflusst, gebe es unzählbare Ausformungen von Geschlecht, wobei, so Steinach, »absolute« Frauen und Männer theoretische Ideale, jedoch keine biologischen Tatsachen seien. Die von Steinach anhand der »Feminisierung« und »Maskulierung« von Ratten und Meerschweinchen abgeleitete Theorie der Wandelbarkeit von Geschlecht machte in Folge medizinische Interventionen zur Geschlechtsangleichung am Menschen – zunächst durch Organtransplantationen und später durch Hormontherapien – möglich. Das, was die Biologie als weiblich und männlich definiert, ist also ebenso historisch kontingent, wie die Vorstellung von Biologie selbst, die weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart eine neutrale oder monolithische Disziplin darstellt/e. Vielmehr ist die Biologie ein mächtiger Wissens- und Wahrheitsapparat, der den Anschein

wissenschaftlicher Objektivität und Eindeutigkeit produziert. So sind auch die von mir untersuchten Materialien immer wieder von Ambivalenzen gekennzeichnet, die deutlich machen, dass die Bemühungen, Geschlecht biologisch zu definieren, immer schon widersprüchliche Bedeutungen hervorbrachten.

Anhand der kolonialen Geografien von Steinachs Labors im Wiener Prater konnte ich darlegen, dass seine Theorien über Geschlecht und dessen Wandelbarkeit zutiefst durch die verwobenen Geschichten von Wissenschaft und Spektakel konstituiert waren, die diesen Ort prägten. Eine Analyse seiner Forschungstexte macht deutlich, dass die endokrinologische Wissensproduktion über Geschlecht zu Beginn des 20. Jahrhunderts zutiefst von kolonialen Diskursen durchzogen war. Dabei lieferten die vermessenen, klassifizierten und zur Schau gestellten Körper rassifizierter »Anderer« ebenso wie die Körper der in der Versuchsanordnung eingesetzten Tiere das »Rohmaterial«. Ebenso wie die Sexualwissenschaft und die jüdischen Forscher am *Institut für Sexualforschung* waren auch Steinachs Forschungen zu Geschlecht und geschlechtlicher Wandelbarkeit mit dem zunehmend antisemitischen und völkischen Klima der österreichischen Zwischenkriegszeit konfrontiert, welches Steinach als »jüdisch« und damit zugleich als von der hegemonialen Geschlechterordnung abweichend markierte (vgl. Stögner 2014). Dies betraf jedoch nicht nur Steinach als Forscher, sondern auch den Inhalt seiner Forschung, welche als Bedrohung für den »deutschen Volkskörper« und dessen patriarchale Zweigeschlechterordnung konstruiert wurde. So war es kein Zufall, dass Steinachs Labor und die *Biologische Versuchsanstalt*, an welcher er gemeinsam mit vorwiegend jüdischen Kolleg_innen arbeitete, bereits kurz nach dem sogenannten österreichischen »Anschluss« an das Deutsche Reich 1938 ins Visier der Nazis geriet und Steinachs Archive zerstört wurden. Wenngleich die Bedeutung von Antisemitismus für den Diskurs über die Wandelbarkeit von Geschlecht nicht im Fokus der vorliegenden Studie steht, deutet sich hier dennoch an, dass das Verhältnis von modernem Antisemitismus, kolonialem Rassismus und Geschlecht im frühen 20. Jahrhundert komplex ist und insbesondere hinsichtlich seiner Verschränkungen im Kontext von trans* Geschichte weiterer Forschung bedarf.¹

Die Steinachs Forschungen durchziehende Logik der Inwertsetzung und Objektifizierung rassifizierter und animalisierter Körper intensivierten sich

1 Laurie Marhoefer (2022) und Heike Bauer (2017) haben hier mit Fokus auf Magnus Hirschfeld bereits zwei wichtige Beiträge geleistet.

in dem medial vermittelten öffentlichen Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« im frühen 20. Jahrhundert, wie ich in den abschließenden zwei Kapiteln 5 und 6 anhand von Printmedien und Filmen aufzeige. Innerhalb des diskursiven Geflechts von Modernität und Krise, welches Österreich im frühen 20. Jahrhundert prägte, nahm »Geschlechtsumwandlung« einen ambivalenten Platz ein. Als Errungenschaft der modernen Biowissenschaften reihte sie sich in die Fortschrittserzählungen der Moderne ein, indem sie zugleich die Beherrschung der Natur durch die Wissenschaft als auch das Potenzial der biopolitischen Verbesserung des modernen Menschen ausspielte. Andererseits symbolisierte »Geschlechtsumwandlung« auch die Gefahr, die zur Wende des Jahrhunderts bereits als krisenhaft wahrgenommene Geschlechterordnung noch weiter zu destabilisieren. Die dadurch hervorgerufenen kulturellen Ängste über den Verlust der patriarchalen Zweigeschlechterordnung wurden im öffentlichen Diskurs durch eine Reaktualisierung der ontologischen Gewalt, die zwischen Mensch und Nicht-Mensch unterscheidet, eingefangen. Geschlechtliche Instabilität und Wandelbarkeit wurde dabei vorwiegend als die Eigenschaft rassifizierter Körper und »niederer Tiere« konstruiert. Sie fungierten als Grenzfiguren der die Zweigeschlechterordnung bedrohenden Plastizität von Geschlecht. Nichtsdestotrotz produzierten die medialen Diskurse über die erfolgreich durchgeführten Geschlechtsumwandlungen an »niederen Tieren« und die geschlechtliche Instabilität rassifizierter »Anderer« den gemeinsamen Rahmen, in welchem der Wunsch nach »Geschlechtsumwandlung« intelligibel wurde.

Dabei zeigt sich, dass Personen, die sich strategisch auf diese Diskurse bezogen, um Zugang zu den von ihnen begehrten medizinischen Behandlungen zu erhalten, eine aktive Rolle in der Ausgestaltung der Praxen geschlechtsangleichender Medizin spielten. Zwar sah der dominante biomedizinische Diskurs die Drüsentransplantationen als eine Möglichkeit der Re-Stabilisierung eines zuvor pathologisierten Geschlechts an, da durch die Verpflanzung »gesunder« homologer Drüsen eine Anpassung der Psyche an den Körper hervorgerufen werden sollte. Doch dem entgegen forderten die involvierten Patient_innen in umgekehrter Weise eine Anpassung ihres Körpers an die von ihnen gelebte Geschlechtsidentität. Das Versprechen auf ihre Eingliederung in die weiße, bürgerliche und patriarchale Zweigeschlechterordnung, das durch eine »erfolgreiche Geschlechtsumwandlung« in Aussicht gestellt wurde, gewährte ihnen trotz der damit verbundenen kurzzeitigen Überschreitung der ontologischen Grenzen zwischen »Tier« und »Mensch«, »weiblich«

und »männlich« den Zugang zu den von ihnen geforderten medizinischen Techniken.

Neben den fragmentarischen und anekdotischen Spuren, die diese Subjekte hinterlassen haben, werden die Archive der »Geschlechtsumwandlung« aber auch von kolonialen Geistern heimgesucht. Sie zeigen auf, dass die verflochtenen Geschichten, die sie produziert haben, keineswegs abgeschlossen sind und fordern uns dazu auf, ihre Flüchtigkeit und die Zerbrechlichkeit ihrer Erzählung auszuhalten. Wie ich in Kapitel 1 erkläre, benötigt es Formen des Schreibens, Denkens und Erinnerns, die nicht nur aufmerksam für ontologische Gewalt und historische De-Subjektivierung, sondern auch bereit sind, mit den Geistern der Vergangenheit, ihrem Spuk in der Gegenwart und ihren unaussprechlichen Geschichten zu verharren. Gleichzeitig macht ihr Nachleben, das sich durch das beständige Spuken, Verschwinden und Wiederauftauchen bestimmter Figuren – wie etwa der *Mujerados* – in den Archiven zeigt, auch deutlich, in welchem Ausmaß die biomedizinischen Diskurse und Techniken der »Geschlechtsumwandlung« durch die Kolonialität von Geschlecht (vgl. Lugones 2010) und die zum Schweigen gebrachten Geschichten der Moderne (vgl. Hartman 2008) konstituiert sind. Zusammen produzieren sie die Bedingungen, unter welchen der Wunsch nach medizinischer »Geschlechtsumwandlung« im frühen 20. Jahrhundert intelligibel wurde. Der Zugang zu medizinischen Maßnahmen der »Geschlechtsumwandlung« bedeutete immer auch ein zumindest partieller Zugang zu hegemonialen Konzeptionen von Geschlecht, Klasse, »Rasse« und Gesundheit, kurzum zur modernen/kolonialen Konzeption des Menschen.

Zu Beginn der Studie habe ich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Markierung von »Rasse« und Geschlecht im Rahmen geschlechtsangleichender Maßnahmen im 21. Jahrhundert und der Geschichte der gewaltvollen Zurschaustellung einer Schwarzen Performerin im Jahr 1896 aufgeworfen. Durch die genaue Auseinandersetzung mit dem historischen Material habe ich diese Zusammenhänge konkretisieren können. Damit ist aber nicht gesagt, dass trans* Subjekte in der Gegenwart, die medizinische Maßnahmen zum Zweck ihrer Transition in Anspruch nehmen, die koloniale entmenslichende Gewalt, die der Geschichte der Wandelbarkeit von Geschlecht im 19. und frühen 20. Jahrhundert zugrunde liegt, reproduzieren oder dass medizinische Transition inhärent rassistisch oder tierquälend sei. Letzteres Argument, verbunden mit der Forderung, dass transitionsbezogene Gesundheitsforschung deshalb unterbunden werden sollten, brachte zuletzt die rechtskonservative US-Kongressabgeordnete Nancy Mace in einer Anhö-

nung vor. Hierbei ist anzumerken, dass Mace, die wiederholt für transantagonistische Aussagen aufgefallen ist, abseits von trans* Medizin nichts gegen den Einsatz von Labortieren beispielsweise in der Erforschung von Krebs oder der Zulassung anderer lebenserhaltender Medikamente einzuwenden hat.² Eine solche Interpretation der hier dargelegten verwobenen Geschichten würde nicht nur eine ungebrochene Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart implizieren, welche die Geschichte ihrer zahlreichen Brüche, Verschiebungen und Widersprüchlichkeiten beraubt. Darüber hinaus würde sie auch das historische wie gegenwärtige Wechselspiel zwischen gewaltvollen medizinischen Diskursen über Geschlecht und deren kolonialer Konstitution einerseits und deren Aneignung durch trans* Subjekte andererseits seiner Komplexität entleeren. Vielmehr noch, und das erscheint mir an dieser Stelle wichtig zu betonen, würde eine solche Interpretation auf einer zutiefst individualisierenden Sichtweise beruhen, die impliziert, dass es eine »unschuldige« Position geben könnte, welche außerhalb jener historischen Gewaltverhältnisse, angesiedelt ist, die die Gegenwart prägen. Hingegen hält Kadji Amin (2018) fest, »there is nothing presumptively ›innocent‹ about the trans subject across time and place« (ebd.: 602). Noch gibt es andere Techniken oder Praktiken des Geschlechts, trans* oder nicht-trans*, die nicht zutiefst durch die Kolonialität der Kategorie Geschlecht und ihre Ko-Konstitution mit »Rasse« geprägt sind (vgl. Snorton 2017; Detournay 2019; Bey 2022).

Diese Annahme leitet auch das Hauptargument meiner Studie, welche *trans* Geschichte* nicht als die Geschichte einzelner historischer Subjekte versteht, deren Identität wir aus gegenwärtiger Perspektive vielleicht als trans*, transgender, transgeschlechtlich oder transsexuell bezeichnen würden, sondern vielmehr als Geschichte jener temporalen, räumlichen und epistemologischen Verflechtungen der Moderne, die Geschlecht als Wissens-kategorie, das Zweigeschlechtersystem als dessen Ordnung und trans* – je nach Perspektive – als Potenzial oder Gefahr der Überschreitung dieser Ordnung, aber auch als realisierte Praxis gelebter Leben hervorgebracht haben. Innerhalb dieser Verflechtungsgeschichte bildet die durch Endokrinologie, Medizin und Sexualwissenschaft geprägte, durch die Medien popularisierte und durch Patient_innen mitgestaltete Idee der »Geschlechtsumwandlung«

2 »Transgender Lab Rats and Poisoned Puppies: Oversight of Taxpayer Funded Animal Cruelty«, Anhörung im US-amerikanischen *Committee on Oversight and Government Reform*, 06. Februar 2025.

durch Drüsentransplantate und deren innersekretorische Wirkung nur einen Knotenpunkt unter vielen – weder deren Ursprung noch deren Endpunkt.

Eine *trans*analytische* Perspektive auf diese Verflechtungsgeschichte fördert jene verdrängten Geschichten und gewaltsamen Ausschlüsse zu Tage, welche Geschlecht und »Geschlechtsumwandlung« mit Bedeutung versehen haben. Meine Studie hat mit Fokus auf Österreich offengelegt, dass die Verschränkung von Geschlecht, »Rasse« und Animalität die Möglichkeitsbedingungen für die Konzeption der Wandelbarkeit von Geschlecht darstellen. Sie hat auch gezeigt, dass Kolonialismus und koloniale Gewalt keine Fußnote, sondern ein zentraler Bestandteil einer trans* Geschichte der europäischen Moderne sind, die es, angelehnt an Dipesh Chakrabarty (2000), zu provinzialisieren gilt. Während ich diese Geschichte in der vorliegenden Studie zwar immer noch mit Europa, genauer gesagt mit Österreich, im Zentrum erzählt habe, hoffe ich, dass ich die vielfältigen kolonialen Verflechtungen moderner Vorstellungen der Form- und Wandelbarkeit von Geschlecht im Zusammenspiel mit kolonialen Fantasien, Geografien und Praktiken des Messens und Sammelns aufzeigen konnte. Die Entstehung einer diskursiven Formation, die wir *Trans* Modernität* nennen können und die zutiefst mit einem medizinischen Fortschrittsnarrativ verbunden ist, war immer auch von einer Zurückweisung von als »primitiv« konstruierten Geschlechtlichkeiten geprägt. Daher können trans* Geschichte und Kolonialgeschichte nicht isoliert voneinander betrachtet werden.